In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 261 | Posen, den 13. November 1929 | 3. Jahrg.



(21. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Ein Schrei kam von Nanas Lippen, daß Petroff erschrocken seine Hand über ihren Mund legte. „Wenn Sie mein Bericht so über die Maßen erregt, dann tut es mir leid, Ihnen nichts weiter mehr mitteilen zu können, gnädige Frau. Ich habe gedacht, es werde Ihnen eine Freude sein, zu wissen, daß noch jemand von den Ihren am Leben ist.“

„Wenn sie doch tot wäre!“ Die junge Frau drückte schamdurchwühlt die Hände über das verweinte Gesicht.

„Ihre Schwester scheint nicht so zu denken,“ sagte Petroff und blieb von unangenehmen Gefühlen durchströmt neben ihr stehen. „Sie hängt sehr am Dasein — jetzt besonders — wo sie nicht weiß, was aus ihr werden wird.“

„Petroff!“ Nanas schmale Finger bebten. Ihre Augen quollen förmlich aus den Höhlen. „Was wollen Sie mit ihr tun?“

„Ich weiß noch nicht! Sie erlauben doch, Madame!“ Er steckte sich eine Zigarette in Brand, legte sie dann wieder zur Seite und setzte sich ihr gegenüber in einen Stuhl. „Sie hat ein bißchen Verrat geübt— und mich belogen! — Ist mit Dimitri nachts zusammengewesen und leugnet wie ein alter Sibiriensträfling. Das durfte ich ihr doch nicht hingehen lassen.“

„Petroff!“

„Sie wird sich nicht wenig fürchten, wenn sich so lange niemand um sie kümmert. Es weiß kein Mensch, wo ich sie untergebracht habe.“

„Petroff!“ Nana schrak vor ihrer eigenen Stimme zusammen und deckte die Hände über den Mund.

„Sie ist zuweilen sehr, sehr widerspenstig — Ihre Schwester — Madame! Iwan und ich müssen eine Menge Geduld mit ihr haben. Kamerad Barbaroff wird sie übrigens heiraten,“ tröstete er, griff wieder nach seiner Zigarette und setzte sie aufs neue in Brand.

„Wo ist Xenia jetzt?“ Nanas Stimme war kaum mehr verständlich.

Petroff hielt die Zigarette leicht zwischen die Finger gezwängt und suchte nach einem Lächeln. „Sie ist sehr gut aufgehoben, Madame! — Passieren kann ihr absolut nichts! Sogar vor Ratten ist sie gesichert. — Die fürchtete sie nämlich am meisten!“

„Petroff — seien Sie nicht grausam!“ flehte Nana.

„Gott, Madame, wenn ich wirklich grausam gewesen wäre, hätte ich ihr ganz einfach die Kehle zugedrückt. Kein Hahn hätte darnach gekräht. Aber ich habe ihr nur einen Denkzettel gegeben. Sie wird ihn nicht vergessen und ein andermal überlegen, ob sie die Wahrheit sagen oder mich wieder belügen will. Und — — —“

„Sprechen Sie fertig, Petroff!“ Nana drohte jeden Moment vom Stuhle zu sinken.

„Rauchen Sie?“ Er hielt ihr ein gefülltes Etui entgegen und ließ es trotz ihres Kopfschüttelns offen vor ihr liegen. Vielleicht besann sie sich. Man brauchte Nerven, um das alles zu erdulden. Die russischen Frauen waren längst nicht mehr so zimperlich. Sie wußten, es ging nicht anders. Der Gewalt beugte sich jede. Mußte sich beugen!

Er sah die tränenverschwollenen Augen seines Gastes auf sich gerichtet und erinnerte sich, daß Nana ihn gebeten hatte, weiter zu sprechen. „Sie dürfen vollkommen beruhigt sein, gnädige Frau! Wenn ich übermorgen nach Hause komme, wird Xenia sehr zahm sein und auf den Knien ihr Unrecht und ihre Lügen bekennen. Und alles ist wieder gut. Barbaroff wird sie heiraten und sie wird einsehen, daß es doch besser ist, mit einem Tscheka-Kommissar eine warme Stube zu teilen, als auf der Newa in Sträflingskleidern Eis zu sägen. — Das muß sie nämlich jetzt!“

„Petroff, sie wird tot sein, bis Sie zurückkommen.“ Nana verspürte ein Gefühl völliger Leere im Gehirn. Der Anblick des Kommissars schnitt ihr durch alle Nerven. Er legte den Rest seiner Papyros in die Aschenschale und wandte der jungen Frau wiederum das Gesicht zu. „Sie hat die Wahl gehabt. Ich habe sie aufgefordert, die Wahrheit zu sagen! Sie wollte nicht. Ich habe noch ein Uebriges getan und ihr den Meister gezeigt, sie eine Nacht in den Keller gesperrt, aber am Morgen leugnete sie noch immer. Mehr Rücksicht und Geduld kann man von einem Manne doch wirklich nicht verlangen.“

Er wurde etwas verlegen und empfand ein unbehagliches Gefühl, als Nanas Hände sich ihm entgegenfalteten: „Wenn Marion Tuney Ihre Frau wird — dann — nur dann Herr Petroff verhelfen Sie meiner Schwester Rußland zu verlassen und zu mir zu ziehen.“

Er wiegte den Kopf und lehnte sich gegen den Rand des dunkelpolierten Schreibtisches, der neben das Fenster gerückt war. „Das kann ich Ihnen nicht versprechen, Großfürstin Adolfovna! Iwan dürfte kaum so ohne weiters damit einverstanden sein. Er wird sie nicht freigeben. Ich glaube, er hat sie sehr lieb.“

„Dann soll Iwan Barbaroff mitkommen, sagen Sie ihm das, Petroff.“

„Ich werde es ihm sagen! — Obwohl — Madame, es soll kein Versprechen sein,“ setzte er hinzu, als er ihre Augen in mattem Hoffen aufleuchten sah. „Wenn Sie mir ein paar Zeilen für Ihre Schwester mitgeben wollen — hier ist Papier und Schreibzeug.“

Nana neigte sich über seine Hand, die er ihr hastig entzog. Dann saß sie am Schreibtisch über ein Blatt geneigt, würgte an ihren Tränen und warf rasch ein paar Worte auf weißgelbliches Bütten. Ehe sie es zusammenfaltete, reichte sie es dem Kommissar hinüber. Er machte eine abwehrende Bewegung, zeigte nach einem Kuvert und schob es dann in seine Tasche.

Nana sah mit Schrecken, daß es auf Mitternacht ging. Sie entnahm ihrer Börse einen Hundertmarkschein und hielt ihn mit einem fragenden Blick zwischen den Fingern. „Möchten Sie das für Xenia in Rubel umwechseln?“

Er drückte mit einem Lächeln ihre Hand zusammen. „Es ist wirklich nicht nötig, gnädige Frau. Sie hat alles. Wenn sie artig und gehorsam ist, braucht sie an nichts Mangel zu leiden.“

„Petroff, was werden Sie tun, wenn Sie nach Hause kommen und meine Schwester leugnet noch immer?“

Er sah sie mitleidig an, als zweifle er an ihrem Verstande. „Darüber machen Sie sich keine Sorge, Großfürstin. Sechs Tage Eisarbeit an der Newa und drei Stunden täglich an einen Schlitten gespannt sein, um die Fracht nach den Kellern zu ziehen, das macht den Widerspenstigsten mürbe. Ich werde Ihnen übrigens Nachricht darüber geben. Gestatten Sie, daß ich Sie begleite, Madame.“

Er ging mit ihr die Treppe hinab, befahl dem Portier, ein Auto herbeizurufen und sprach in der Zwischenzeit in halbleisem Plauderton mit ihr von seinem und Xenias Zusammenleben.

„Seien Sie barmherzig,“ bat Nana, als er ihr in den Fond half und erschrak namenlos, ihn plötzlich neben sich sitzen zu sehen.

Er bemerkte es und klappte hastig den Schlag hinter sich zu. Durch das Sprachrohr rief er dem Chauffeur Straße und Nummer zu. Dann fauchte der Wagen durch die bereits menschenleeren Viertel. Die junge Frau hatte sich weit von

ihm abgedrückt, fühlte, wie seine Hände nach den ihren suchten, und zog sie unauffällig unter die Pelzaufschläge ihres Jacketts.

Er lehnte sich sofort zurück und machte keinen weiteren Versuch mehr, sie irgendwie zu belästigen. Knapp an der Ecke der Straße, in welche sie eben einbogen, sagte er gütig: „Ich habe auf irgendeinen Dank Ihrerseits gehofft, Madame! Sie haben mich enttäuscht."

„Womit könnte ich Ihnen danken, Herr Kommissar," stammelte sie ratlos.

„Wenn Marion Tuney mich demnächst küßt und mich fragt, wer es vor ihr getan hat, möchte ich sagen können: Eine reine Frau! — — —? Ist das zuviel verlangt, Großfürstin Adolfovna?"

Nana zitterte, als er den Arm um ihre Hüften legte. Sie wollte ihn von sich stoßen und erwägte blitzschnell, was alles in seine Hand und in seine Macht gegeben war: Die Schwester — Marion — Dimitri — alle, alle waren sie von seiner Gnade abhängig. Jedes einzelne dieser Leben stand auf dem Spiele, wenn sie ihm versagte, um was er bat.

Sie lehnte den Kopf gegen die Polsterung und schloß die Augen, fühlte, wie zwei Hände sich um ihr Gesicht legten und dann ein Lippenpaar auf den ihren ruhte und darauf liegen blieb, bis der Wagen vor dem Hause hielt.

Nachtluft strömte herein. Petroff sprang über das Trittbrett und war ihr beim Aussteigen behilflich. Den Hut abgenommen, neigte er sich über ihre Hand. „Ich danke Ihnen, Madame."

Sie wollte noch einmal um Gnade für Xenia und Dimitri bitten, da hatte er bereits den Schlag hinter sich zugeklappt. An die Haustüre gelehnt, starrte sie den Lichtern nach, die sich mit gierigen Strahlenkeulen durch die Dunkelheit bohrten.

* * *

Regisseur Karsten war sehr zufrieden mit seiner Filmerei. Es klappte alles. Das Wetter war prächtig! Die Aufnahmen dementsprechend gut, die Diva in prächtiger Laune. Daß Dimitri den Kopf hängen ließ, war verfrüht. Man würde sich schon irgendwie aus der Falle ziehen.

Sehr erwünscht war es ihm, daß Petroff hatte bestellen lassen, er müsse acht Tage in dringender Angelegenheit verreisen. Er habe aber jede Vorsorge für ihre unbedingte Sicherheit getroffen. Marion hatte im Palaste nach Xenias Befinden fragen lassen und die Antwort bekommen, sie wäre mit Kommissar Petroff abgereist.

Dimitri war ein ewiger Warner und schlug vor, während Petroffs Abwesenheit Rußland auf irgendeine Weise zu verlassen. Karsten hatte alle Mühe, ihm das auszureden und zu überzeugen, daß das glattweg unmöglich war. Einmal waren die Aufnahmen noch nicht beendet — und dann — die Sache würde wahrscheinlich nicht so glatt vor sich gehen, wie man sich das etwa dachte. Nikolajewitsch versuchte nun bei Marion mit seinem Plane durchzudringen und bekam eine gründliche Abfuhr:

„Ich habe dir schon gesagt: entweder wir alle oder ich bleibe. Karsten soll gehen, wenn er sich fürchtet. Ich kann es abwarten."

„Karsten will eben auch nicht abreisen."

„Dann ist ja ohnedies alles in Ordnung! Niki, sei kein Hasenfuß!"

„Marion!"

Sie zog ihn am Ohr zu sich herunter auf den fellbelegten Diwan, den sie für ihr Mittagsschläfchen zu benützen pflegte und drückte seinen Kopf an ihre Schulter. Er ließ sich in die Knie und sah sie verzweifelt an. „Ich habe so schrecklich geträumt, Marion."

„Gott! Nun kommst du mir auch noch mit Träumen." Sie kuschelte sich lachend in die Kissen, die Siga ihr zurechtrichtete, und wühlte spielend in seinem Haar. „Gestern war ich in einer unserer Kirchen und habe Blut aus dem Herzen der Madonna fließen sehen."

„Was ihr Russen doch abergläubisch seid!" Sie wühlte ihre Finger in seine Kopfhaut, daß es ihn schmerzte. „Hast du nicht gleich dreimal ausgespuckt oder ein paar Knöpfe nach rückwärts geworfen? Das hilft doch. Wenn man das macht, kann einem nichts mehr passieren."

Er wurde verlegen. „Du sollst nicht scherzen über das, was mir heilig ist."

„Was ist dir denn noch alles heilig," unterbrach sie ihn ärgerlich. „Siga, gib Herrn Bogner die beiden Zeitungen, die heute morgen aus Deutschland gekommen sind. Hellas Brief und der meines Bruders liegen auf dem Schreibtisch, wenn du sie lesen willst."

„Marion — noch ein Wort!" Sie hatte sich nach der Seite gedreht und wandte ihm das Gesicht wieder zu.

„Uebermorgen wird Petroff zurückerwartet. So wie er kommt, bitte ich ihn um eine Unterredung. Er muß mir das Ehrenwort geben, daß ihr unbehelligt Rußland verlassen dürft."

Marion schlief schon halb, gähnte gelangweilt und stopfte sich ein Kissen unter die Wangen: „Was weiter?"

„Möglicherweise wird das Urteil gleich an mir vollstreckt und erlaubt, daß ihr meine Leiche mit nach Deutschland nehmen dürft. Ich möchte so gerne in deiner Nähe sein, Marion."

Sie wurde über die Maßen böse.

„Was ist das wieder für ein Unsinn! Mir ist ein lebendiger Mann lieber als ein toter. Von deiner Leiche oder der Nähe deines Astralkörpers habe ich nichts. Lies jetzt recht hübsch deine Zeitungen und laß mich eine Stunde schlafen. Vielleicht träume ich auch etwas."

Sie fühlte kaum mehr, daß er ihr die Hände küßte, drehte sich nun ganz zur Seite und war in wenigen Minuten eingeschlummert.

Dimitri saß reglos, ohne auch nur einen Blick in Blätter und Briefe zu werfen.

Karsten und die beiden anderen Herren durchquerten auf Schlittschuhen die Newa. Ueberall fanden sie etwas, das die Mühe lohnte, mit der Kamera festgehalten zu werden. Ein halbdutzend Rotgardisten, die einen Trupp Arbeiter beaufsichtigten, erregten ihr Interesse. Karsten sah, wie die Männer quadratförmige Würfel heraussägten und auf Schlitten luden. Einer derselben streifte die Pelzmütze etwas aus der Stirne und sah ihn an.

Karsten entschlüpfte ein leiser Ruf. Er suchte in dessen Nähe zu kommen und ließ einige Schritte von ihm entfernt seinen Notizblock fallen. Mit einer Fußbewegung holte der junge Mensch ihn heran, tat als löse sich der Eisklotz unter seinen Händen und kritzelte mit der Rechten einige Worte auf das oberste Blatt. Mit einer ärgerlichen Bewegung des Stiefels schleuderte er ihn dann weit von sich, daß er vor Karstens Füßen landete.

Der Regisseur steckte den Block hastig zu sich, zog Schleifen und Kreise und verschwand unter einer Brücke. Dort entzifferte er die einzige Zeile, die auf dem Blatte stand.

Verdammt! Er riß den Zettel vom Blocke, zerknüllte ihn und ließ ihn in die Tasche gleiten. Dimitri hatte also Recht. Wenn man noch mit heiler Haut hinauskommen wollte, hatte man nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Wie kam diese Xenia unter die Arbeiter? — Er fand keine Erklärung dafür. Nochmals ihre Nähe zu suchen, oder gar mit ihr zu sprechen, wagte er nicht. Das ganze machte ihm viel Kopfzerbrechen. Jedenfalls würde es ratsam sein, Marion einzuweihen und ihre Ansicht darüber zu hören.

Sofort nach seiner Rückkehr ging er auf ihr Zimmer.

Den Mund halb geöffnet, ohne ein Wort der Begrüßung zu finden, blieb er auf der Schwelle stehen: Der Diva gegenüber saß Kommissar Petroff und streckte ihm lachend die Hand entgegen. „Das ist eine Ueberraschung, Herr Regisseur, nicht wahr? Ich bin etwas früher, als ich dachte, zurückgekommen und wollte mich gleich erkundigen, ob die Herrschaften auch nichts entbehrten oder irgendwelche Beschwerde vorzubringen haben."

„Es ist alles in bester Ordnung," dankte Karsten höflich. Innerlich aber war er wütend. Dieser verdammte Russe saß mit der unschudigsten Miene des Kavaliers und Gönners hier und hatte vielleicht schon bis ins kleinste den Plan entwickelt, wie er sie verderben konnte. Er mußte sofort mit Dimitri darüber sprechen, entschuldigte sich, er habe dringend mit dem Operateur zu unterhandeln und war schon aus dem Zimmer, ehe Marion Zeit gefunden hatte, ein Wort an ihn zu richten.

Als die Türe hinter Karsten ins Schloß klappte, beugte sich Petroff etwas nach vorne und legte die Hand auf die Knie der Diva. „Was sagen Sie zu meinem Vorschlage, Madame?"

Sie drehte an den Ringen, was sie immer tat, wenn etwas ihre Gedanken sehr in Anspruch nahm. „Sie müssen mir das Ganze noch einmal wiederholen, Herr Kommissar. Ich bin noch nicht recht im Bilde."

„Den Brief von Nana Ratzel haben Sie gelesen?"

„Ja! — Es ist eigentlich gar nicht nötig, daß Sie mir eine weitere Erklärung geben. Ich soll also Ihre Frau werden, damit Fürst Nikolajewitsch und die anderen freien Abzug aus Rußland bekommen?"

„Madame haben restlos begriffen."

„Und ich soll hier bleiben — bei Ihnen."

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise ins Morgenland.

(4. April — 14. Mai 1929.)

Von Domherr Professor Dr. Steuer.

1. Vorbereitungen zur Reise.

Als im Jahre 1927 von der Erzbischöflichen Kanzlei in Posen die Anregung ausging, im Frühling 1929 eine Pilgerfahrt nach dem hl. Lande zu veranstalten, an der Katholiken aus ganz Polen teilnehmen sollten, erwachte auch in mir wieder einmal der Wunsch, die heiligen Stätten schauen zu können, ein Wunsch, den ja jeder Christ hat, der nicht bloß äußerlich, sondern auch mit dem Herzen an seiner Religion hängt. Dazu kam noch ein zweiter Gesichtspunkt. Nicht bloß die heiligen Stätten sollten wir besuchen, sondern auch die der Kultur des Altertums; Athens klassischen Boden sollten wir betreten, Aegypten mit seinen altehrwürdigen Bauten über und unter der Erde sehen und schließlich im Norden von Damaskus die imposanten Tempelruinen von Baalbeck aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. bewundern können. Gerade dieser Teil des Programms der polnischen Pilgerfahrt war es, der mich bestimmte, an sie mich anzuschließen und nicht an die ungefähr zu gleicher Zeit von München abgehende Pilgerfahrt deutscher Katholiken; denn in ihr Programm war der Besuch der altägyptischen Tempelbauten und Begräbnisstätten in Luxor, Karnak und Theben, die über 12 Eisenbahnstunden südlich von Kairo liegen, gar nicht aufgenommen und der Besuch von Baalbeck nur in Aussicht gestellt, wenn genügend viel Teilnehmer sich dazu melden würden. Des weiteren bewog mich zur Teilnahme an der Posener Pilgerfahrt der Umstand, daß ich mich dann nicht selbst um einen Paß und die verschiedenen notwendigen Paß-Sichtvermerke oder Visen zu bemühen brauchte; das alles hatte die Leitung der Pilgerfahrt zu besorgen. Was das für eine Erleichterung bei einer solchen Reise bedeutet, weiß jeder, der einmal um einen Paß vorstellig werden mußte. Da schließlich auch meine Mutter mich lieber in Gesellschaft von Freunden und Bekannten wissen wollte — es fuhren ja eine ganze Anzahl Geistlicher unserer Erzdiözesen mit —, zahlte ich am 28. Januar ds. Jahres in der Erzbistumskasse Posen die erforderlichen 500 Dollar ein, so daß damit die Würfel gefallen waren. Trotzdem wäre ich späterhin noch gern zurückgetreten, wenn es möglich gewesen wäre; denn man hörte, daß einige Staaten bei Erteilung der Visen Schwierigkeiten machen, z. B. Frankreich für sein Mandatsgebiet Syrien, oder daß sie sie in etwas gar zu langsamem Tempo erteilen, wie z. B. die Türkei; ich bemerke hierzu, daß im ganzen 96 Personen an der Pilgerfahrt teilnahmen; für eine so große Zahl das Visum auszustellen, mag in der Tat keine leichte Arbeit sein. Auch wurde einem bange gemacht vor den Beschwerden der langen Eisenbahnfahrten von Belgrad bis Athen und von Baalbeck quer durch Kleinasien. Kurz, es begannen sich bei mir Zweifel zu regen, ob die Direktion des Pilgerzuges ein solches Organisationstalent besitzen würde, wie es allgemein den deutschen Pilgerzügen nachgerühmt wird. Auch der Gedanke daran, daß die Führungen im Orient wohl meistens in französischer Sprache erfolgen würden, wie auch die Unterkunft in französischen Heimen erweckten in mir bei meiner unzureichenden Fertigkeit im Gebrauch der französischen Sprache keine angenehmen Gedanken. Bei solchem Hin und Her meiner Gefühle für und gegen die Teilnahme an der polnischen Pilgerfahrt war es gut, daß die Zeit immer näher rückte, wo es losgehen sollte. Um den zu erwartenden Eindrücken nicht unvorbereitet gegenüberzustehen, hatte ich einige Wochen vorher mehrere einschlägige Reisewerke gelesen und mir daraus Notizen gemacht. Vor allem war Bischof Kepplers Werk „Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient" der Gegenstand meines Studiums. Obgleich der Rottenburger Bischof diese über zwei Monate dauernde Reise schon 1892 als Universitätsprofessor gemacht hatte und somit manches anders geworden war, bietet dieses Werk auch jetzt noch vieles, was unvergänglich ist, zumal in seinen kunstgeschichtlichen und historischen Darlegungen. Von neueren Reisewerken lagen mir vor: das Buch des schweizerischen Pfarrers Dr. Leo Haefeli „Ein Jahr im heiligen Land" (1921) und das des Pastors Friedrich Just (Sienno bei Kotomierz in Polen) „Ins heilige Land"; des letzteren Reise ging im April 1926 unter mancherlei Paßschwierigkeiten vor sich und dauerte gerade einen Monat. Schließlich las ich eine mit frohem Wandermut geschriebene Reise des jetzigen Abtpräses im Benediktiner-Stift St. Peter zu Salzburg „Was ich unter Palmen fand"; zwei Monate war der weltaufgeschlossene Pater im Herbst (das Jahr gibt er leider nicht an) unterwegs und ist dabei weiter als die andern bis zum ersten Nilkatarakt bei Assuan vorgedrungen. Für die Reise bis Athen und den Aufenthalt in Konstantinopel waren außerdem sehr willkommen die „Reiseerinnerungen und -gedanken" von Cervulus († Bürgermeister Herschel von Breslau), die unter dem Titel „Nach dem Balkan" in der „Schlesischen Volkszeitung" vom 8. Mai 1926 ab in längerer Folge erschienen waren.

Unter diesen literarischen Vorbereitungen kam der Tag der Abreise von Posen, Donnerstag, der 4. April, nur allzu schnell heran. Da mußte auch bereits erwogen sein, was man für sein leibliches Ich mitnehmen sollte. In dem von der Reiseleitung verfaßten Programm waren eine ganze Reihe Anregungen, besonders gesundheitlicher Art, gegeben. Da sollte man Borsalbe mitnehmen zum Schutze der Haut gegen die brennenden Sonnenstrahlen, Vasenol-Puder gegen übermäßige Schweißabsonderung, Aspirin gegen rheumatische Schmerzen, Chinin, um sich gegen etwaiges Malariafieber zu schützen, reinen Spiritus zum Auswaschen von Wunden und Hautentzündungen und dgl. mehr. Gewissenhaft habe ich mich bemüht, diesen Vorschriften so gut wie möglich nachzukommen; doch hätte ich all diese Medikamente ruhig zu Hause lassen können, da ich sie ernstlich niemals benötigte und sie mir darum nur ein unnötiger Ballast waren; besonders gilt das von einem Fläschchen Salmiakgeist, das ich zur Abwehr gegen die Mückenangriffe des Orients mitgenommen hatte, aber niemals gebrauchte. Glücklich hatte das Fläschchen so manche Erschütterung überstanden, bis es schließlich auf dem Wege nach Baalbeck, also ziemlich am Ende der Reise, sich des lästigen Korkens entledigte und seinen beizenden Inhalt in mein Handköfferchen ergoß, wie ich zu meinem Schrecken bei meiner Ankunft in Baalbeck feststellte. Zum Glück war der Schaden nicht allzu groß; denn der Salmiak war zum größten Teil von dem über den Inhalt des Köfferchens ausgebreiteten Handtuche aufgefangen worden. — Große Schwierigkeit bereitete auch die Frage, wie man sich zur Reise anziehen sollte, da noch richtiges Aprilwetter mit Kälte und Schneetreiben herrschte. Es hatten sich darum auch eine große Anzahl von Teilnehmern an unserer Reise mit Wintersachen und Plaids versehen; ich hatte nur einen Lodenmantel mitgenommen, der mir übrigens vollständig genügte, sogar in kühler Abend- und Nachtluft.

2. Abfahrt von Posen; Aufenthalt in Krakau.

So war denn alles nach Möglichkeit bedacht; mit Hilfe eines befreundeten Herrn wurde der große Koffer gepackt und außerdem ein Handköfferchen mitgenommen. Am Abend des 4. April fuhr ich, nachdem ich von meiner Mutter Abschied genommen hatte, mit Herrn Domdekan Prälat Klos in einem von dem Leiter der Reisegesellschaft, Herrn Czeszewski, dem Direktor der Kasse des Erzbistums Posen, freundlichst zur Verfügung gestellten Auto zur Bahn; das Gepäck war schon eine halbe Stunde vorher abgeholt worden. Auf dem Bahnhof fanden wir eine stattliche Anzahl von Bekannten vor, die uns das letzte Lebewohl zurufen wollten. Nachdem der hochwürdigste Bischof Okoniewski von Pelplin, der für den verhinderten Kardinal Dr. Hlond die repräsentative Leitung der Pilgerfahrt übernommen hatte, erschienen war, wurde noch schnell eine photographische Aufnahme gemacht, und dann ging der Zug pünktlich ab; spontan stimmten die Pilger ein religiöses Lied an, um den Segen des Himmels auf unsere Pilgerfahrt herabzuflehen.

Im Zuge entwickelte sich bald ein freundlicher und lebhafter Verkehr; ich fuhr zusammen mit Direktor Czeszewski und Dr. Rydlewski, dem Arzt der Reisegesellschaft. Gegen 11 Uhr schlief ich ein, so daß ich nichts von dem Rütteln und Schütteln auf jener Strecke merkte, die südlich von unserer Wojewodschaft längs der deutschen Grenze gebaut ist, um die Fahrt durch Deutschland zu vermeiden. Bei tiefem Schnee kamen wir am Freitag, dem 5. April, früh in Krakau an; hier fand ich erst im dritten Hotel (Polonia) ein Unterkommen; der Preis des einfachen Zimmers betrug 9,50 Zloty; jedoch durch 20 Prozent städtische Steuer und 15 Prozent für Bedienung, exkl. Portier, wie auch 2 Zloty für Beheizung und 1,80 Zloty für das Frühstück stellte sich der Preis am Abend, exkl. Portier, auf 16,62 Zloty, eine gewiß nicht kleine Rechnung für ein Zimmer ohne Benutzung des Bettes in der Nacht. Da ich mich bei der Ankunft nicht müde fühlte, ging ich bald in die nicht weit gelegene Kreuzkirche, deren auf einer Säule ruhendes Gewölbe mich an den Sommerremter in der Marienburg erinnerte, zum Zelebrieren. Nach dem Kaffee machte ich mich durch tiefen, nassen Schnee auf nach dem alten Königsschloß Wawel, das, im 14. Jahrhundert gegründet, seine Glanzzeit im 16. unter Sigismund I. und Sigismund August erlebt hat. Von den Oesterreichern war es seit 1846 als Kaserne und Spital benutzt worden, so daß von seiner alten Pracht nicht viel übrig geblieben war. Doch seit dem Wiedererstehen des polnischen Reiches war man daran gegangen, es wieder künstlerisch herzustellen, so daß ich begierig war, ein Bild davon zu gewinnen, wie es in seinem alten Glanze ausgesehen haben mag. Beim Hinaufsteigen auf den Schloßberg fiel es mir auf, daß die einzelnen Ziegel der Mauer Inschriften trugen; es sind das die Namen der Spender, die zur Erneuerung des alten Königsschlosses beigetragen haben. Nach Durchquerung eines weiten, prächtigen Arkadenhofes betrat ich das Botenzimmer, wo man die üblichen Pantoffeln anlegen muß, um in die Schloßgemächer gelangen zu können. Im Erdgeschoß hängen riesige Spiegel und Gobelins mit der Darstellung der Geschichte von Kain und Abel. Die Gemächer des ersten Stockwerkes sind zur Wohnung für den Staatspräsidenten und seine Begleiter bestimmt; sie sind teilweise mit Empire-, teilweise mit neuzeitlichen, dem Stil der Säle entsprechenden Möbeln ausgestattet.

Im zweiten Stockwerk liegen die Repräsentationsräume. Im ersten Saal hängt ein schönes Porträt der Königin Barbara

Radziwill, der unglücklichen Gemahlin des Königs Sigismund August, im zweiten Gobelins, die die Lohengrinsage versinnbildlichen; aber das stattlichste Gemach ist das letzte, der ehemalige Thronsaal, charakteristisch durch die von seiner Decke herunterhängenden Köpfe; ein rings um den Saal laufender Fries, der im Jahre 1532 von Hans Dürer, dem Bruder Albrecht Dürers, gemalt worden ist, zeigt das Schicksal des menschlichen Lebens von der Wiege bis zum Grabe. Damit sind die Restaurationsarbeiten im Schloß jedoch noch nicht beendet; im Laufe des Jahres 1929 sollen weitere zwanzig wiederhergestellte Gemächer der Administration der Staatsgebäude übergeben werden, so daß dann bereits 36 Gemächer restauriert sein werden und noch 24 übrig bleiben. Nun verließ ich den Wawel, tat noch einen Blick in den mir bereits aus dem Jahre 1906 bekannten Dom und besuchte dann die Nationalgalerie, wo die prächtigen Gemälde von Matejko († 1893, Kosciuszko bei Raclawice 1794 und die Huldigung Albrechts von Brandenburg, des Hochmeisters von Preußen im Jahre 1525 vor Sigismund I.) und von Siemiradzki († 1902) „Die lebenden Fackeln des Nero“ hängen. Nachmittags nach 5 Uhr hielt Bischof Okoniewski in der neben der Marienkirche gelegenen St. Barbara-Kirche eine Andacht ab, um den Segen Gottes auf die Pilgerfahrt herabzuflehen; dabei verlas er den Brief des Primas von Polen an die Pilger und weihte auch die Fahne ein, die bei Prozessionen dem Pilgerzug vorangetragen wurde. Bei dem darauf im Hotel Poller stattfindenden Abendessen, womit die Verpflegung und Unterbringung aus der Kasse der Direktion der Pilgerfahrt begann, kamen wir in den Besitz unserer Pässe. Ein Blick in den Paß zeigte uns, daß die Reihenfolge der in ihm angegebenen Länder nicht der von uns in Aussicht genommenen Reiseroute entsprach. Von Sichtvermerken wies er den des französischen Konsuls für Syrien, des englischen Konsuls für Palästina und Aegypten, weiter den von Griechenland, der Türkei und Rumänien auf. Bei Tisch wurden bald Bekanntschaften geschlossen und alte wieder erneuert; kurz, es herrschte eine rege Unterhaltung und ein recht herzlicher Ton. Bald hieß es zum Bahnhof eilen; dort warteten wir, wie gewöhnlich, eine ganze Weile auf das Erscheinen des Zuges; schließlich erfolgte um 8 Uhr die Abfahrt nach Wien. Die Nacht mit ihrem Dunkel und die Müdigkeit, der wir dadurch zu ihrem Recht verhalfen, daß wir unser Abteil durch Umstellen der Polster zum Schlafwagen einrichteten, ließen uns nichts von der Gegend sehen, die wir mit dem Dampfroß durcheilten. Nur so viel wußten wir anderen Morgens, daß wir die tschechoslowakische Grenze zweimal überschritten hatten: bei der Ein- und Ausreise. Beim Morgendämmern sahen wir links von uns die March und vor uns das Marchfeld, den Schauplatz so mancher entscheidenden Schlacht. Hier siegte 1278 Rudolf von Habsburg über Ottokar von Böhmen, 1809 Erzherzog Karl über Napoleon bei Aspern und eineinhalb Monate später Napoleon in der mörderischen Schlacht bei Wagram über Erzherzog Karl.

(Fortsetzung folgt.)

Aus aller Welt.

Pflanzen-Seele. Der indische Gelehrte heißt Sir Jagades Chundra Bose — geadelt von den Engländern für seine hervorragenden Verdienste um die Wissenschaft, und gilt für einen Magier. Er ist der Mann, dem das Pflanzenleben sich offenbarte, als noch keiner der Pflanzenwelt etwas anderes zutraute als gewisse mechanische Reaktionen. Es klingt wie ein Märchen, eins von der unheimlichen Sorte, in dem solche sonst zuverlässigen Dinge wie Bäume, Gräser, Steine, Metalle, plötzlich geheimnisvoll aufwachen, sprechen, Augen aufschlagen und Hände ausstrecken. Ueber diese sensationelle Entdeckung in dem Gebiete der Pflanzenwelt berichtet in einem ausführlichen Bilder-Artikel die neueste Nummer (46) des Illustrierten Blattes. Ebenfalls in die Welt der Erfindungen führt der Artikel: „Erfinder-Schicksal, der das Schicksal des deutschen Beamten Karl Jatho zeigt, der unter unendlichen Mühen ein Flugzeug baute, und den der Tod um die Früchte seines Ruhmes brachte, während wenige Wochen später der Amerikaner Wright mit einem ganz ähnlichen Modell einen siegreichen Flug hinter sich brachte. Der Neuyorker Börsenkrach, dem sich verschiedene finanzielle Einstürze in Deutschland anschließen, bewegt noch immer die Oeffentlichkeit. Auch hierfür bietet das Blatt interessante Spezialaufnahmen. Interessieren wird die Leser ferner, daß drei Stunden von Berlin eine Siedlung liegt, „Neu-Amerika“ genannt, die die Besucher durch lauter amerikanische Namen, wie Hampshire, Philadelphia usw., verblüfft. Die kleine Siedlung stammt aus fridericianischer Zeit und zeigt die damaligen Sympathien Preußens für Amerikas Freiheitskampf. Die gelungenen Aufnahmen wirken sehr drollig und werden dem Leser dasselbe Vergnügen bereiten wie ein lustiger Artikel über „Büroluf“. Ebenso karikiert M. Bertina in bekannter witziger Manier die moderne Damenmode. Das Interesse am Theaterleben wird durch besonders schöne Spezialaufnahmen des großen Elisabeth-Bergner-Erfolges befriedigt, während aktuelle Aufnahmen aus dem Film- und Theaterleben und den praktischen Tagesereignissen die Nummer besonders reichhaltig gestalten. Das Blatt ist vom Samstag ab erhältlich.

Der Stein der Beredsamkeit.

Nahe bei Cork in Irland erhebt sich, die Gegend weithin beherrschend, die altehrwürdige Schloßruine Blarney. An der Außenseite des verwitterten Turmes, in einer Höhe von ungefähr fünfunddreißig Meter, ist der in der gesamten englischsprechenden Welt bekannte „Blarneystein“ eingelassen. Eine uralte irische Sage behauptet nun, daß jeder, der diesen Stein küsse, zeitlebens die bekanntlich besonders bei den Irländern beliebte und geschätzte Gabe der Beredsamkeit erhalte. Es ist ein Kunststück, besser gesagt eine akrobatische Leistung, den Stein der Beredsamkeit küssen zu können. Er ist nur so zu erreichen, daß man sich über die Brüstung des Turmes, kopfüber an den Füßen angeseilt, zu ihm herabläßt, da er von der Zinnenkrone fast zwei Meter entfernt ist. Trotzdem hat dieser seltsame Stein schon aberhunderte Küsse erdulden müssen. Es ist kein Geheimnis, daß sogar bekannte englische Politiker nach Cork gewallfahrtet sind, um vom Blarneystein dessen sagenhafte Kraft zu erben. Winston Churchill kam bei dieser Zeremonie beinahe ums Leben, da die das Seil haltenden Leute anscheinend nicht handfest genug waren.

Der Briefmarkensammler.

Die 60jährige Postkarte. Im Oktober blickt die uns in den letzten Jahrzehnten unentbehrlich gewordene Postkarte auf ein Alter von 60 Jahren zurück. Sie wurde damals zuerst von Oesterreich eingeführt, wo E. Hermann ihre Verwendung angeregt hatte. Schon 1865 hatte der spätere Reichspostminister v. Stephan sie dem Deutschen Bundestage als Neuerung vorgeschlagen. Allerdings hatte der Oesterreicher Hermann davon keine Kenntnis, sondern machte seinen Vorschlag unabhängig. Im Bereich des Norddeutschen Postgebietes wurde die Postkarte erst im Juli 1870 eingeführt und später von der Deutschen Reichspost übernommen. Allgemein auf der ganzen Erde verwendbar wurde sie aber erst durch den Weltpostvertrag vom 1. Juni 1878. Zunächst wiesen die „Correspondenz-Karten“ noch keine eingedruckten Marken auf. Erst die erste Postkarte des Deutschen Reiches, die am 1. Januar 1873 ausgegeben wurde, hatte einen eingedruckten Wertstempel.

Das Ende der letzten großen Privatpost. Seit dem Jahre 1892 besaß die Moçambik-Gesellschaft in dem von ihr wirtschaftlich ausgebeuteten Gebiet nach einem mit Portugal abgeschlossenen Vertrage auch die Posthoheit. Dieser Vertrag läuft nun am 31. Dezember dieses Jahres ab und vom nächsten Jahre an wird die portugiesische Postverwaltung selbst den Betrieb übernehmen. Damit beendet der letzte große Privatpostbetrieb seine Tätigkeit und man wird bald mit neuen portugiesischen Kolonialmarken rechnen können.

Der neue Nachtrag zum Schaubeck-Album. Wer in letzter Zeit die Statistiken über die Neuerscheinungen des Jahres 1928 verfolgt hat, wird einigermaßen entsetzt sein von der großen Zahl von über 1600 neuen Marken, die in allen Ländern erschienen sind. Die rechtzeitige Ergänzung des Albums ist daher eine zwingende Notwendigkeit, wenn die Sammlung auf der Höhe der Zeit bleiben soll. Die Nachträge zum Schaubeck-Album (Verlag C. F. Lücke, Leipzig C 1) sind stets mit ganz besonderer Sorgfalt bearbeitet. Nicht weniger als 172 neue Blätter für insgesamt 115 verschiedene Länder waren notwendig, um alle Neuerscheinungen richtig einordnen zu können. Interessant ist, daß Portugal das Land ist, das im vergangenen Jahre die meisten Marken ausgab, und das daher im Nachtrag allein mit vier Blättern an der Spitze aller Länder marschiert.

Fröhliche Ecke.

Kindermund. Lehrer: „Nenne mir die Namen einiger Kleidungsstücke.“ Schüler: „Mantel, Hut, Schuhe, Rock.“ „Richtig; aber nun nenne mir Kleidungsstücke für die Hände.“ „Hosentaschen.“

*

Vorsichtig. „In das Wirtshaus ‚Zum guten Tropfen‘ gehe ich aber nie wieder! Dort habe ich neulich meinen Ueberzieher verwechselt!“ „Daran ist doch aber der Wirt nicht schuld.“ „Natürlich nicht, aber ich möchte nicht dem Mann begegnen, dem dieser Ueberzieher früher gehört hat.“

*

Sehr einfach. „Oh, Fred, was soll ich tun? Baby hat die Streichhölzer verschluckt!“ — „Hier, nimm mein Feuerzeug!“